

Und

du bist

MARCELINE
LORIDAN-IVENS

nicht

zurück-

INSEL

gekommen

Marceline ist fünfzehn, als sie zusammen mit ihrem Vater deportiert wird. Sie nach Birkenau, er nach Auschwitz. Sie überlebt, er nicht. Siebzig Jahre später schreibt sie ihm einen Brief.

Einen Brief, in dem sie das Unaussprechliche zu sagen versucht: Nur drei Kilometer sind sie voneinander entfernt, zwischen ihnen die Gaskammern, der Geruch von brennendem Fleisch, der Hass, die Unausweichlichkeit der eigenen Verrohung, die ständige Ungewissheit, was geschieht mit dem anderen? Einmal gelingt es dem Vater, ihr eine kleine Botschaft auf einem Zettel zu übermitteln. Aber sie vergisst die Worte sofort – und wird ein Leben lang versuchen, die zerbrochene Erinnerung wieder zusammenzufügen.

Marceline Loridan-Ivens schreibt über diese Ereignisse und über ihre unmögliche Heimkehr, sie schreibt über ihr Leben nach dem Tod, das gebrochene Weiterleben in einer Welt, die nichts von dem hören will, was sie erfahren und erlitten hat. Und über das allmähliche Gewahrwerden, dass die Familie ihren Vater dringender gebraucht hätte als sie: »Mein Leben gegen deines.«

Und du bist nicht zurückgekommen ist eine herzerreißende Liebeserklärung, ein »literarisches Meisterwerk, das man mit angehaltenem Atem liest« (L'Express), ein »einzigartiges Zeugnis von eindringlicher moralischer Klarheit« (ELLE) – das wohl letzte Zeugnis seiner Art.

Marceline Loridan-Ivens, 1928 als Marceline Rozenberg geboren, wurde im März 1944 mit ihrem Vater nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Sie ist Schauspielerin, Drehbuchautorin und Regisseurin, sie hat u. a. *Birkenau und Rosenfeld* gedreht sowie zahlreiche Dokumentarfilme zusammen mit ihrem Ehemann Joris Ivens. Marceline Loridan-Ivens lebt heute in Paris.

Marceline Loridan-Ivens

mit Judith Perrignon

*Und du bist nicht
zurückgekommen*

Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2015 unter dem Titel
Et tu n'es pas revenu bei Editions Grasset, Paris.

Erste Auflage 2015

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2015

© Editions Grasset & Fasquelle, 2015

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages repro-
duziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: hißmann, heilmann, hamburg

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17660-2

Ich bin ein fröhlicher Mensch gewesen, weißt du, trotz allem, was uns widerfahren ist. Fröhlich auf unsere Art, aus Rache dafür, dass wir traurig waren und dennoch lachten. Die Leute mochten das an mir. Aber ich verändere mich. Es ist keine Bitterkeit, ich bin nicht bitter. Es ist, als wäre ich schon nicht mehr da. Ich höre Radio, die Nachrichten, ich weiß, was geschieht, und es macht mir oft Angst. Ich habe hier keinen Platz mehr. Vielleicht weil ich das Verschwinden akzeptiere, oder

es ist ein Problem des Wünschens. Ich werde langsamer.

Dann denke ich an dich. Ich sehe jene Botschaft wieder, die du mir dort hast zukommen lassen, ein Stück Papier, nicht glatt, an einer Seite eingerissen, eher rechteckig. Ich sehe deine nach rechts geneigte Schrift und vier oder fünf Sätze, an die ich mich nicht erinnere. Sicher bin ich mir nur einer Zeile, der ersten, »Mein liebes kleines Mädchen«, auch der letzten, deiner Unterschrift, »Schloime«. Was dazwischen ist, weiß ich nicht mehr. Ich suche und erinnere mich nicht. Ich suche, aber es ist wie ein Loch, und ich will nicht fallen. Also beschäftige ich mich mit anderen Fragen: Woher hattest du dieses Papier und diesen Stift? Was hattest du dem Mann versprochen, der deine Botschaft gebracht hatte? Heute mag das unwichtig erscheinen, aber dieses zweimal gefaltete Blatt, deine Schrift, die Schritte des Mannes von dir zu mir bewiesen damals, dass wir noch existierten. Warum erinnere ich mich nicht daran? Es bleibt mir davon nur Schloime und sein liebes kleines Mädchen. Sie sind zusammen deportiert worden. Du nach Auschwitz, ich nach Birkenau.

Fortan verbindet die Geschichte sie mit einem einfachen Bindestrich: Auschwitz-Birkenau. Manche sagen nur Auschwitz, größtes Vernichtungslager des Dritten Reichs. Die Zeit löscht aus, was uns trennte, sie entstellt alles. Auschwitz lag neben einer Kleinstadt, Birkenau war auf dem Land. Man musste mit seinem Arbeitskommando erst durch das große Tor gehen, um das andere Lager zu sehen. Die Männer von Auschwitz sahen zu uns herüber und sagten sich, dorthin sind unsere Frauen, unsere Schwestern, unsere Töchter verschwunden, dort werden wir in den Gaskammern enden. Und ich sah zu dir hinüber und fragte mich, ist es das Lager oder die Stadt? Ist er ins Gas gegangen? Lebt er noch? Zwischen uns waren Felder, Blocks, Wachtürme, Stacheldrähte, Krematorien und über allem die unerträgliche Ungewissheit, was aus dem andern wurde. Als wären es Tausende von Kilometern. Knapp drei, heißt es in den Büchern.

Nicht viele Häftlinge durften von einem ins andere gehen. Er war Elektriker, er tauschte die wenigen Glühbirnen unserer finsternen Blocks aus. Er ist eines Abends aufgetaucht. Vielleicht war es

ein Sonntagnachmittag. Jedenfalls war ich da, als er vorbeikam, ich habe meinen Namen gehört, Rozenberg! Er ist eingetreten, er hat nach Marcelline gefragt. Das bin ich, habe ich geantwortet. Er hat mir das Papier gereicht und gesagt: »Es ist eine Nachricht von deinem Vater.«

Wir hatten nur ein paar Sekunden, wir konnten wegen dieses einfachen Wortwechsels getötet werden. Und ich hatte nichts, um dir zu antworten, weder Papier noch Stift, die Dinge hatten unser Leben verlassen, sie bildeten Berge in den Schuppen, in denen wir arbeiteten, die Dinge gehörten den Toten, wir waren die Sklaven, wir hatten nur einen Löffel, in eine Naht, eine Tasche oder unter einen Träger geklemmt, und ein Band um die Taille, ein aus unsern Kleidern gerissenes Stück Stoff oder eine auf der Erde gefundene dünne Schnur, um unsern Blechnapf daran zu hängen. Und da habe ich das Goldstück hervorgeholt, das ich beim Sortieren der Kleider gestohlen hatte. Ich hatte es in einem Saum gefunden, verborgen wie ein Schatz armer Leute, und es in ein kleines Stück Stoff gewickelt, ich wusste nicht, was ich damit tun, wo ich es verstecken sollte, auch nicht,

wie ich es auf dem Schwarzmarkt des Lagers tauschen sollte. Ich habe es dem Elektriker gereicht, ich wollte, dass er es dir gibt, ich vermutete, dass er es stehlen würde, alle stahlen im Lager, ständig hörte man im Block jemanden schreien, »Man hat mir mein Brot gestohlen!«, also stammelte ich in einer Mischung aus im Lager gelerntem Jiddisch und Deutsch, dass er dir, wenn er es zu behalten gedenke, die Hälfte davon geben solle. Hast du es erhalten? Ich werde es nie erfahren. Ich habe deine Nachricht sofort gelesen, das weiß ich bestimmt. Ich habe sie niemandem gezeigt, aber um mich herum gesagt, »Mein Vater hat mir geschrieben«.

Damals ließen mir andere Worte von dir keine Ruhe. Sie überdeckten alles. Du hattest sie in Drancy gesagt, wir wussten noch nicht, wohin wir gehen würden. Wie alle andern wiederholten wir, Wir gehen nach Pitchipoi, dieses jiddische Wort, das ein unbekanntes Ziel bezeichnet und sanft in den Ohren der Kinder klingt, die es wiederholten, wenn sie von den abfahrenden Zügen sprachen, Sie fahren nach Pitchipoi, sagten sie laut, um sich dessen zu vergewissern, was die Erwachsenen ihnen zugeflüstert hatten. Aber ich war kein Kind

mehr. Ich war groß, wie man sagt. In meinem Zimmer im Schloss hatte ich die Tapeten gewechselt, meine Träume unterbrochen, meine Spielsachen verabschiedet, Lothringer Kreuze an die Wand gemalt und über meinen himmelblauen Schreibtisch die Porträts der Generäle des Ersten Weltkriegs gehängt, Hoche, Foch, Joffre, die der vorherige Besitzer auf dem Dachboden zurückgelassen hatte. Erinnerst du dich, dass die Direktorin der Schule von Orange dich vorgeladen hatte? Sie hatte mein Tagebuch gefunden, das schwarz war von Gerüchten und Vorwürfen gegen die Oberaufseherin und bestimmte Lehrer, vor allem aber eine regelrechte gaullistische Streitschrift. »Ihre Tochter wird vor den Disziplinarrat kommen, es ist besser, wenn Sie sie von der Schule nehmen«, hatte sie gesagt, um uns zu schützen. Sie hatte dir mein Tagebuch überlassen. Wahrscheinlich hattest du es gelesen und darin entdeckt, dass ich in einen Jungen verliebt war, ich traf ihn im Bus, der uns nach der Schule nach Bollène zurückbrachte, ich gab ihm jede Woche meine Brotmarken, dafür machte er meine Matheaufgaben. Er war kein Jude. Danach hattest du zwei Monate lang nicht

mehr mit mir gesprochen. Wir hatten den Zeitpunkt erreicht, uns zu streiten wie ein Vater und seine fünfzehnjährige Tochter.

Und dann in Drancy wusstest du genau, dass mir die ernstesten Mienen von euch Männern nicht entgangen sind, die ihr im Hof versammelt wart, vereint durch ein Murmeln, ein und dieselbe Vorahnung, dass die Züge nach Osten und in jene Gegenden fuhren, aus denen ihr geflohen wart. Ich sagte dir, »Wir werden dort arbeiten und uns sonntags sehen«. Du hattest mir geantwortet: »Du wirst vielleicht zurückkommen, weil du jung bist, aber ich werde nicht zurückkommen.« Diese Prophezeiung hat sich mir ebenso stark und ebenso endgültig eingeprägt wie einige Wochen später die Nummer 78750 auf meinem linken Unterarm.

Gegen meinen Willen wurde sie zu einer furchtbaren Gefährtin. Manchmal klammerte ich mich daran, ich liebte die ersten Wörter, wenn meine Freundinnen und diejenigen, die es nicht waren, eine nach der andern verschwanden. Dann stieß ich sie von mir, ich verabscheute dieses »ich werde nicht zurückkommen«, das dich verurteilte,

uns trennte, dein Leben gegen das meine anzubieten schien. Ich lebte noch, und du?

Es kam jener Tag, an dem wir uns begegnet sind. Mein Kommando war ausgerückt, um Steine zu klopfen, Kipploren zu ziehen und auf der neuen Straße Gruben für das Krematorium Nr. V auszuheben, wie immer gingen wir in Fünferreihen, wir kehrten ins Lager zurück, es war kurz nach sechs Uhr abends. Weißt du, dass dieser Augenblick nicht nur uns gehört? Dass er in den Erinnerungen und Büchern derer vorkommt, die ihn überlebt haben? Denn alle Wiedersehensträume sind im Lager des industriellen Todes hervorgebrochen, alle noch stehenden Körper der Unseren haben gebebt, als wir uns gesehen haben, aus unsern Reihen getreten und aufeinander zugerannt sind. Ich bin in deine Arme gesunken, mit meinem ganzen Sein hineingesunken, deine Prophezeiung war falsch, du lebstest. Sie hätten dich gleich bei der Ankunft für untauglich halten können, du warst etwas über vierzig, ein böser Leistenbruch, der dich zwang, ein Bruchband zu tragen, eine lange Narbe am Daumen, Überbleibsel einer Verletzung in der Fabrik, aber du warst

noch stark genug, um ihr Sklave zu sein, wie ich. Deine Rolle war es, zu leben, nicht zu sterben, ich war so glücklich, dich zu sehen! Wir fanden unsere Sinne wieder, den Tastsinn, den geliebten Körper, dieser Augenblick würde uns teuer zu stehen kommen, aber ein paar kostbare Sekunden lang unterbrach er das für uns alle geschriebene unerbittliche Drehbuch. Ein SS-Mann hat mich geschlagen, hat mich Hure geschimpft, denn die Frauen durften nicht mit den Männern kommunizieren. »Es ist meine Tochter!«, schriest du, mich noch immer festhaltend. Schloime und sein liebes kleines Mädchen. Wir lebten alle beide. Dein Urteil galt nicht mehr, das Alter änderte nichts daran, im Lager gab es keinerlei Logik, es galt allein ihr Zahlenwahn, man starb gleich oder ein wenig später, es gab kein Entkommen. Ich hatte gerade noch Zeit, dir den Namen meines Blocks zu nennen, »ich bin im 27B«.

Ich bin unter den Schlägen ohnmächtig geworden, und als ich wieder zu mir kam, warst du nicht mehr da, aber ich hatte eine Tomate und eine Zwiebel in der Hand, die du mir heimlich zugesteckt hast, sicher dein Mittagessen, ich habe

sie sofort versteckt. Wie war das möglich? Eine Tomate und eine Zwiebel. Diese an mir versteckten zwei Gemüse stellten alles wieder her, ich war wieder das Kind und du der Vater, der Beschützer, der Ernährer, der Schatten des Betriebsleiters, der in seiner Fabrik in Nancy Trikotagen herstellte, der Schatten des ein wenig verrückten Mannes, der für uns alle ein kleines Schloss im Süden kaufte, in Bollène, und mich eines Tages mit geheimnisvoller Miene auf einem Pferdewagen dorthin fuhr, so glücklich über seine Überraschung, dass du mich fragtest, »Was wünschst du dir am meisten auf der Welt, Marceline?«

Am nächsten Tag sind unsere Kommandos einander erneut begegnet. Aber wir haben nicht gewagt, uns zu rühren. Ich habe dich von weitem gesehen. Du warst also da, mir so nahe, mager und schlotternd in einem gestreiften Anzug, aber noch immer ein Zauberer, ein Mann, der mich in Erstaunen setzte. Woher hattest du dir die Zwiebel und die Tomate beschafft, die meinen Magen und den einer Freundin entzückt hatten? Wir hatten beim Aufstehen nur kaltes braunes Wasser, von dem ich einen Teil aufhob, um mich ein wenig zu

waschen, eine Suppe zu Mittag, eine Ration Brot am Abend, und einmal in der Woche entweder eine graue Scheibe Ersatzwurst, einen Teelöffel Rübenmarmelade oder ein Stück Margarine, das für zwei Scheiben Brot reichte. Woher hattest du dir das Papier beschafft, um mir zu schreiben? Wir hatten nichts, um uns auf den Latrinen abzuwischen. Stückchen um Stückchen zerriss ich die fleckige lange Männerunterhose, die man mir bei der Ankunft ins Gesicht geworfen hatte, um mir den Hintern abzuwischen, froh, dass sie kürzer wurde, ich schämte mich ihrer.

Ich weiß nicht, wie viel Zeit zwischen diesen beiden Augenblicken liegt, zwischen diesen beiden Zeichen, den letzten. Mehrere Monate, glaube ich. Vielleicht weniger. Du hattest die Nummer meines Blocks behalten, des ersten der Reihe, die dem Krematorium am nächsten war, du hattest mir die Botschaft bringen lassen. Du hast nicht mit Papa unterschrieben. Sondern mit deinem Vornamen, und auf Jiddisch, Schloime, aus dem in Frankreich Salomon geworden war. Du warst wieder in deiner Heimat, die nicht auf die Nazis gewartet hatte, um Jagd auf die Juden zu machen,

bestimmt hattest du das Bedürfnis, deine Identität, dein Judentum zu bekräftigen in dieser Welt, in der wir nur noch »Stücke« waren. Vielleicht hattest du sogar deine Verwandten, Vettern aus Polen, im Lager wiedergefunden, sie nannten dich so, Schloime. Noch heute zucke ich zusammen, wenn ich Papa sagen höre, fünfundsiebzig Jahre danach, sogar wenn jemand es ausspricht, den ich nicht kenne. Dieses Wort ist so früh aus meinem Leben verschwunden, dass es mir weh tut, ich kann es nur in meinem Innern sagen, vor allem kann ich es nicht aussprechen. Vor allem nicht schreiben.

Du wirst mich in deiner Botschaft angefleht haben, zu leben, durchzuhalten. Es sind die üblichen Worte, jene, die der Instinkt diktiert, die einzigen, die den verständigen Menschen bleiben, die keine Zukunft sehen. Du wirst diese Verben im Imperativ verwendet haben. Aber wahrscheinlich habe ich nicht an das geglaubt, was du mir schriebst. Nicht so sehr wie an eine Tomate oder eine Zwiebel. Die Wörter hatten uns verlassen. Wir hatten Hunger. Das Massaker war in vollem Gange. Ich hatte sogar Mamas Gesicht vergessen. Und da war

deine Botschaft vielleicht plötzlich zu viel Wärme, zu viel Liebe, ich habe sie nach dem Lesen sofort geschluckt, wie eine Maschine, die Hunger und Durst hat. Und dann habe ich sie ausgelöscht. Zu viel daran denken hieß, den Mangel zuzulassen, es macht verwundbar, es weckt die Erinnerungen, es schwächt und es tötet. Im Leben, dem richtigen, vergisst man auch, man geht darüber hinweg, man siebt, man verlässt sich auf die Gefühle. Dort ist es das Gegenteil, zuerst verliert man die Bezugspunkte der Liebe und der Sensibilität. Man erfriert von innen her, um nicht zu sterben. Du weißt ja, wie sich dort der Geist zusammenzieht, wie die Zukunft fünf Minuten dauert, wie man das Bewusstsein seiner selbst verliert.

Ich rief dich nie um Hilfe. Und wenn ich an dich dachte, sah ich dich in Begleitung meines vierjährigen kleinen Bruders, ich erinnerte mich nicht mehr an seinen Vornamen, Michel. Vor unserer Verhaftung wich er dir nicht von der Seite, wohin du auch gingst, war er in deinen Armen oder zu deinen Füßen, seine Hand in deiner, als hätte er Angst, dich zu verlieren. Vielleicht versteckte ich ein wenig von mir in seiner kleinen

Gestalt. Es war eine andere Art zu rufen. Ich war dein liebes kleines Mädchen. Man ist es noch mit fünfzehn. Man ist es in jedem Alter. Ich habe so wenig Zeit gehabt, mir einen Vorrat von dir anzulegen.

Von meinem Block aus sah ich sie, die Kinder, die auf dem Weg zu den Gaskammern waren. Ich erinnere mich an ein kleines Mädchen, das sich an seine Puppe klammerte. Sie hatte einen abwesenden Blick. Hinter sich wahrscheinlich Monate der Verfolgung und des Schreckens. Man hatte sie gerade von ihren Eltern getrennt, bald würde man ihr die Kleider herunterreißen. Sie ähnelte bereits ihrer leblosen Puppe. Ich schaute sie an. Ich wusste, wie viel Aufruhr und Angst im Kopf eines kleinen Mädchens sind, wie viel Entschlossenheit in ihrer die Puppe umschließenden Hand, es war noch gar nicht so lange her, da ich mit einem Koffer herum lief, in dem eine Zelluloidpuppe war, auch eine Fliegenschachtel.

In jenem Brief wirst du mir gesagt haben, dass du noch da seist, nicht sehr weit weg. Und versprochen haben, dass das Ende des Kriegs näher rücke, auch unsere Befreiung. Wann war dieser Brief

gekommen? Im Sommer 44? Etwas später? Wir wussten von den Landungen und den Schlachten. Die Nachrichten kamen mit den letzten Transporten ins Lager. Jedes Mal versuchte eine von uns, sich ins Lager A* zu schleichen, zu den Neuankömmlingen, die noch unter Quarantäne waren, ein Aufschub, zwischen Gas und Zwangsarbeit. Dort suchten wir nach vertrauten Gesichtern. Wir kamen jedes Mal mit Informationen zurück. Auf diese Weise haben wir erfahren, dass Paris befreit worden war, dass die Divisionen von General Leclerc auf den Champs-Élysées defiliert waren, und wir hatten am nächsten Tag, als wir an dem Orchester vorbeigingen, das morgens und abends beim Ausrücken und bei der Rückkehr der Arbeitskommandos Militärmärsche und andere klassische Stücke spielte, leise die *Marseillaise* gesungen. Aber es war lediglich eine Episode, Nachrichten aus einer Welt, zu der wir schon nicht mehr gehörten. Das Gas bedrohte uns noch immer. Wir standen ganz nah am Abgrund. Wir lebten nur die Gegenwart, die nächsten Minuten. Nichts konnte die Hoffnung nähren. Sie war tot.

Die Ungarn waren eingetroffen. Hunderttau-

sende, die Transporte beschleunigten sich, du erinnerst dich an diese Menschenströme, als ergössen sich ganze Städte ins Lager. Alles nahm zu, die Menge und das Tempo. Sie haben sie ausgezogen, haben sie in die Gaskammern geschickt, die Kinder, die Säuglinge und die Greise zuerst, wie üblich. Diejenigen, auf die der Tod noch ein paar Tage warten würde, waren in dem Teil zusammengepfercht, der kurz zuvor errichtet worden war, der Anfang eines neuen Lagers direkt neben den Krematorien, wir nannten es das Mexiko**. Wir kamen jeden Tag auf dem Weg zur Arbeit daran vorbei. Wir gingen zum Kommando Kanada***, so hatten die Polinnen das Sortieren der Kleider getauft, weil das der am wenigsten harte Arbeitsplatz war, auf den wir alle hofften und wo man tief in einer Tasche auf eine alte Brotkruste oder in einem Saum auf ein Stück Gold stoßen konnte. Französinnen hätten Peru gesagt. Seltsame Kartographie der im Lager in polnischer Sprache miniaturisierten Welt. Mexiko bedeutete, ohne dass ich weiß warum, den nahen Tod.

Wenn wir vorbeikamen, näherten sich einige hinter dem elektrischen Stacheldraht, wir murmeln-

ten Fragen, sie hatten ihre Kinder schon nicht mehr, aber sie wollten noch hoffen. Wir fragten sie: Habt ihr eine Nummer? Nein, sagten sie. Dann hoben wir die Arme zum Himmel als Zeichen der Hoffnungslosigkeit. Unsere Nummer war unsere Chance, unser Sieg und unsere Schande. Ich hatte am Bau des zweiten Bahngleises teilgenommen, das direkt zu den Gaskammern und zum Krematorium führte und auf dessen Rampe soeben ihre Kinder gestoßen worden waren. Und jetzt würde ich ihre Kleider sortieren.

Der Tod spie so viele Kleider aus, dass ich als Überzählige dem Kommando Kanada zugeteilt worden war. Wir durchwühlten die Röcke, die Unterwäsche, die Hosen, die Hemden, die Schuhe derer, die in Rauch aufgegangen waren und deren Geruch nach verbranntem Fleisch Tag und Nacht über dem Lager schwebte, in unsere Nasen, unsere Knochen, unsere Gedanken drang und uns das gleiche Los verhieß. Oft hatten wir armselige Kleider in Händen, abgetragene Schuhe in Pappkoffern. Und sie sagten, die Juden seien reich! Die zerschlissenen Kleider endeten an uns, die schönsten gingen nach Deutschland. Wir liefen

in den Lumpen unserer Toten herum, mit jener roten Markierung auf dem Rücken, die auch du hattest. Ich trug die Strickjacke einer Toten, den Rock einer anderen Toten, die Schuhe wieder einer anderen Toten. Aber man muss im wirklichen Leben sein, damit die Dinge und die Kleider einen an jemanden erinnern. Dort gab es zu viele, sie erinnerten an niemanden mehr, die Nazis hatten diese Kleider in Berge verwandelt, über die sie mit dem Fahrrad fuhren, eine Peitsche in der Hand und vor sich einen bellenden Hund.

Und ich träumte von einem gestreiften Kleid, wie die Arierinnen es trugen, dieses Kleid hatte den Vorteil, dass es aus einem Stück war, den Körper bedeckte, niemandem außerhalb des Lagers gehört hatte, schließlich hatte ich etwas gefunden, vielleicht jenes Gefühl der Anpassung, zu dem die Uniformen verhelfen, sie sagen einem, wo man ist und was man ist, und eines Tages kann man sie vielleicht ablegen.

Und ich stahl. Einmal einen Pullover. Einen Löffel für eine Freundin. Dann das in einem Saum gefundene Goldstück, ohne zu wissen, dass es für dich sein würde. Ich erinnere mich an das Fehlen

von Taschen, ich hatte nicht gewusst, wohin damit. Ich riskierte viel, falls man mich damit fände. Wem vertrauen? Die Kapos und Blockältesten waren meistens Arierinnen und schlugen uns bei der kleinsten Gelegenheit. Der Antisemitismus im Lager war erschreckend, die Arierinnen beleidigten uns unentwegt, die Polinnen, die Ukrainerinnen und vor allem die deutschen Kriminellen. Und ich wusste, dass ich das Goldstück nicht lange würde behalten können, jeden Monat ging alles zurück in die Desinfektionskammer, damit Läuse und Typhus vermieden wurden. Man gab uns andere Kleider von Toten, nie in meiner Größe, immer zu groß oder zu lang für mich, von den allerersten an, denen bei der Ankunft, die ich nie vergessen werde, einen Rock, der bis zur Erde reichte, eine kleine Weste, eine fleckige Männerunterhose, die nach Desinfektionsmittel stank, einen zu großen flachen Schuh, einen anderen ebenfalls zu großen mit Absatz. Ich habe noch immer Schuhgröße 33, seit du mich das letzte Mal gesehen hast, bin ich nicht viel gewachsen.

Ich glaube, dein Brief ist gekommen, als ich den Kartoffeln zugeteilt war. Wir hatten das

Kommando Kanada verlassen, einige waren wegen Diebstahls geschnappt und ins Gas geschickt worden, die anderen sind bestraft und den Kartoffeln zugeteilt worden. Wir gingen im Gänsemarsch, wir entluden Waggons bis zu einer Lagerhalle, mit Hilfe einfacher Holzkisten mit je einem Griff hinten und vorn. Überall waren Nazis, damit man keine stahl. Und da war jener Tag. Das kleine Mädchen. Sie hielt den vorderen Teil der mit Kartoffeln beladenen Kiste, ich den hinteren, sie war am Ende ihrer Kräfte, sie zitterte, ging nicht weiter, der deutsche SS-Mann hinter mir schlug mir auf den Nacken, damit ich schneller ging, ich wollte nicht, der Kleinen vor mir gelang es nicht mehr, einen Fuß vor den andern zu setzen, ich habe gesagt, ich könne ihren Platz einnehmen, ihr den hinteren Teil der Kiste überlassen, er hat mich noch heftiger geschlagen, mich dreckige Jüdin geschimpft, wieder geschlagen, da bin ich weitergegangen, die Schubkarre ist gegen den Rücken der Kleinen gestoßen, jeder Schlag auf meinen Nacken zwang mich, ihr weh zu tun, sie ist hingefallen, ist nicht wieder aufgestanden, und der Nazi hat sie mit dem Gewehrkolben erledigt. Ich sage

die Kleine, dabei war sie weder jünger noch kleiner als ich, aber so zart, magerer als ich, in meiner Erinnerung ein Kind, ich glaube, sie war Griechin, und ich habe sie getötet.

Dann sind wir zu den Gräben versetzt worden. Wir gruben mit Hacken. Lange Zeit habe ich erzählt, dass es bei den Küchen war, fünfzig Jahre lang habe ich mich in dieser Lüge vor den anderen und vor allem vor mir selbst eingeschlossen. Meine Freundin Frida hat meine Erinnerungen zurechtgerückt. »Es war bei den Küchen«, sagte ich zu ihr. »Aber nein, du übertreibst, es war direkt bei den Gaskammern.« Sie hatte Recht. Die Krematorien liefen auf Hochtouren, sie quollen derart über, dass Flammen und nicht Rauch aus den Kaminen drangen, allzu sichtbare Flammen, die den alliierten Flugzeugen, die die nahe gelegenen Rüstungsfabriken zu bombardieren begannen, Signale gaben. Deshalb haben sie ihre Methode geändert. Die vergasten Körper endeten in den Gruben, die ich aushob, mit Benzin übergossen und von einer Schlange aus Flammen zu Asche verbrannt, Flammen zu ebener Erde, unsichtbar für den Feind.

Nach den Ungarn war das Ghetto von Łódź eingetroffen. Ich habe sie auf der Rampe zu den Gaskammern gehen sehen. Ich habe gedacht, dass unter ihnen wahrscheinlich meine Onkel, meine Tanten, meine Vettern, meine Großeltern waren, die ich nicht kannte. Du kamst aus Łódź. Und ich arbeitete weiter. Ich schlug auf den Boden, ohne mich umzusehen, ohne Erinnerungen, ohne Zukunft, ich war erschöpft, hatte nichts mehr zu trinken, nichts zu essen, ich hob Gruben aus, in denen die Leichen von fünfzig entfernten Verwandten aus Łódź verbrennen würden. Ich war in der Gegenwart, beim nächsten Schlag der Hacke oder bei der letzten Selektion von Mengele, diesem Dämon des Lagers, vor dem wir uns ausziehen mussten und der über den Augenblick entschied, an dem wir ins Gas gehen sollten.

Weder ich noch die andern haben reagiert, als die Sonderkommandos revoltierten. Die Juden der Rüstungsfabrik hatten ihnen Pulver gegeben, aber die nichtjüdische innere Widerstandsbewegung hatte sich geweigert, ihnen Waffen zu geben, sie sprengten das Krematorium, ließen ihre Schande explodieren, jeden Tag sammelten sie

die vergasten Körper auf und warfen sie ins Feuer. Sie durchschnitten den Stacheldraht und flohen zum Wald, sie riefen uns, flehten uns an, ihnen zu folgen, wir schauten sie kraftlos an, außerstande, es ihnen gleichzutun. Die guten Nachrichten schienen uns nicht mehr zu betreffen, es war zu spät. Sie wurden gefasst und liquidiert.

Auch dein Brief kam zu spät. Wahrscheinlich sprach er mir von Hoffnung und Liebe, aber es war keine Menschlichkeit mehr in mir, ich hatte das kleine Mädchen getötet, ich grub direkt neben den Gaskammern, jede meiner Bewegungen widersprach deinen Worten und beerdigte sie. Ich stand im Dienst des Todes. Ich war seine Kiste gewesen. Dann seine Hacke. Deine Worte sind abgeglitten, haben sich verflüchtigt, auch wenn ich sie mehrmals gelesen haben musste. Sie sprachen mir von einer Welt, die nicht mehr die meine war. Ich hatte jeden Bezugspunkt verloren. Es war notwendig, dass das Gedächtnis zerbrach, sonst hätte ich nicht leben können.